

Gespräch von Wilfried De Philipp mit Sieglinde Schneider, Teil 2

Familienstellen in der Einzelberatung

Die Resonanz zu Artikeln über Familienaufstellungen in der Einzelarbeit ist groß. Darüber freuen wir uns. Schon in dieser Ausgabe können wir neue Artikel zu diesem Thema veröffentlichen, und wir hoffen auf weitere Beiträge.

De Philipp: Wir sind stehen geblieben bei den Überlegungen zum Lernen und waren bei den Hilfsmitteln. Wir haben für die Einzelarbeit die Aufstellungsfiguren, wir haben die Möglichkeit, in die Vorstellung zu gehen. Außerdem können wir Bodenanker nutzen. Sind Bodenanker für dich auch etwas, wo du sagen kannst: Ja, das verwende ich.

Schneider: Ich verwende das nicht. Ich arbeite mit den Playmobil-Figuren, oft in Verbindung mit Visualisierungen, in dem ich, ähnlich wie auch in der Gruppe, die Figurenaufstellung verändere oder fehlende Personen hinzunehme. Manchmal gehe ich aber auch von den Figuren weg und sage beispielsweise zu jemandem: „Wählen Sie hier im Raum einen Platz für sich, stellen Sie sich dorthin und schauen Sie auf Ihren Vater. Wo sehen Sie Ihren Vater stehen? Schauen Sie ihn an, gehen Sie näher auf ihn zu, gehen Sie mit Ihrer Bewegung.“

Bei einer unterbrochenen Hinbewegung ist es dann noch mal anders. Wenn ich merke, eine Hinbewegung zur Mutter oder zum Vater steht wirklich an, weil das kleine Kind im Klienten aufgrund einer sehr schmerzlichen Trennungserfahrung sie braucht, sage ich zum Klienten: „Ich bin jetzt für einen Moment, wenn Sie einverstanden sind, Ihre Mutter.“ Ob das ein Mann oder eine Frau ist, spielt keine Rolle. Und dann mache ich mit dem Klienten so eine Übung,

dass ich ihn tief atmen lasse und ihn zurückführe in seine Kindheit bis an den Punkt, wo er oder sie beispielsweise ein halbes Jahr ist, im Krankenhaus in dem Bettchen liegt. Zuerst lasse ich die Situation visualisieren, dann lasse ich den Klienten mitgehen mit seinem Gefühl. Wenn dann die schmerzliche Bewegung kommt, dann halte ich ihn fest und vertrete die Mutter oder den Vater, bis die Liebe des Kindes über den Schmerz hinaus wieder fließen kann.

De Philipp: Wir haben schon über die Auswirkungen unbewusster Identifizierungen im Zusammenhang mit den systemisch bedingten Verstrickungen gesprochen. Bei persönlich Erlebtem, welches mit einem starken Eindruck von Zurückweisung oder Ablehnung verbunden ist, zum Beispiel einem frühen Krankenhausaufenthalt oder wenn jemand zu einer Pflegefamilie weggegeben wurde, sprechen wir von einer unterbrochenen Hinbewegung. Wie unterscheidest du da, wie gehst du vor?

Schneider: Ich mache für mich die Unterscheidung: Geht es beim Klienten um eine systemische Dynamik oder um eine persönliche traumatische Erfahrung. Um die Arbeit gut zu machen, müssen wir auch ein bestimmtes Wissen und Können haben. Ich muss also unterscheiden können, was ist traumatisch, was ist eine systemische Dynamik. Wenn es eine traumatische Erfahrung gibt, muss ich zunächst damit arbeiten und kann nicht systemisch arbeiten. An eine unterbrochene Hinbewegung zu denken ist nahe liegend, wenn beispielsweise jemand sagt, ich war vier Jahre als kleines Kind im Heim. Wenn ein Klient in die Beratung kommt, höre ich genau hin, formuliert er in seinem Anliegen etwas Systemisches

und ergeben die ersten Informationen entsprechende Hinweise, oder kommt zunächst eine traumatische Erfahrung zur Sprache. Kann also zum Beispiel jemand keine Nähe aushalten und sagt: „Ich weiß nicht, ob es wichtig ist, ich war die ersten Jahre in meinem Leben im Heim und bin erst dann zu meiner Mutter gekommen“, dann arbeite ich erst in diesem Zusammenhang.

Mittlerweile habe ich aber die Erfahrung gemacht, dass in ganz vielen Fällen hinter einer unterbrochenen Hinbewegung eine systemische Dynamik steht. Dann ist es häufig so, dass die Arbeit mit der enttraumatisierenden Bewegung zwar gut tut, aber nicht lange anhält. Mittlerweile arbeite ich oft umgekehrt. Wenn ich höre, jemand ist von den Eltern getrennt gewesen, frage ich zuerst nach, was in der Familie passiert ist, und arbeite erst mit der Aufstellung. Wenn dann beispielsweise ein Klient sieht, die Mutter hat mit drei Jahren ihre Mutter durch Tod verloren, die Großmutter hat ihre Mutter auch schon sehr früh verloren, und der Klient hat in seinem drei Monate währenden Krankenhausaufenthalt gewissermaßen ein Schicksal geteilt, dann schaue ich mit dem Klienten erst diese Verbindung im Schicksal an. Dann kann das Herz weiter werden für Schicksale in der Familie und die schwierige Arbeit leichter.

Ich gebe also dem Klienten zuerst über die Figurenaufstellung die Möglichkeit, auf das Schicksal von Mutter und Großmutter zu schauen, arbeite dann mit dem Trauma des inneren Kindes, und dann lässt sich leichter sagen: „Ja, Mama, ich bin froh, dass ich nur drei Monate von dir getrennt war und nicht für immer, wie bei dir und Oma. Dass es bei mir gut ausgegangen ist, das sehe ich jetzt. Und ich habe dein Schicksal ein Stück mit getragen.“

De Philipp: Wir könnten versuchen, den Bereich der unterbrochenen Hinbewegung in dreierlei Weise zu betrachten. Einerseits als ganz individuelles Geschehen, zum Beispiel verursacht durch einen frühen Krankenhausaufenthalt. Dann in Bezug auf das Weggeben oder auch Ablehnen von Kindern fast wie eine Art Tradition im System. Hier zum Beispiel die Entdeckung zu machen, von einer Mutter getrennt aufzuwachsen, die selbst auch von ihren leiblichen Eltern getrennt war. Oder jemand, der sich verhält, als sei er ein weggegebenes Kind, obwohl seine Biografie keinerlei Aufschluss darüber bietet. Aber ein Kind einer Großmutter war weggegeben worden, und später verhält sich dann der Enkel wie ein weggegebenes Kind und hat auch entsprechende Gefühle, unter denen er und seine jetzige Familie leiden. Man könnte dann auf die Idee kommen, vorsichtshalber zuerst die Dynamik im System zu – sagen wir mal – entschärfen? Macht das Sinn?

Schneider: Statt „entschärft“ könnte man vielleicht sagen, dass der Klient sehen kann, er ist in dem, was ihm so wehgetan hat, eigentlich in Liebe verbunden und hat einen ähnlichen Schmerz erlebt wie seine Mutter und Großmutter. Dann kann er seinen persönlichen Schmerz

eingebettet in dem größeren Rahmen möglicherweise leichter nehmen.

De Philipp: Bei dem Bereich der unterbrochenen Hinbewegung sind wir bei den persönlichen Traumata angelangt und damit auch an einer schwierigen Stelle innerhalb der Beratungspraxis. Sind wir hier nicht im engeren Sinne psychotherapeutisch tätig? Und überhaupt, wie lässt sich Beratung abgrenzen von Psychotherapie, und was könnte man Lernenden und Praktizierenden in Sachen Familienstellen da anraten?

Schneider: Wichtig ist, dass wir keinen therapeutischen Anspruch haben. Wenn deutlich wird, dass da bei einem Klienten ein Trauma wirkt, und ich habe Erfahrung, mit solchen Dingen umzugehen – bei mir von der Primärtherapie her –, dann traue ich mir die Arbeit mit dem traumatischen Erlebnis des Klienten ohne Angst zu. Ich weiß, ich kann jemanden halten. Wenn man da aber keine Erfahrung hat und ängstlich wird vor dem, was kommt, muss man den Klienten abgeben.

Wichtig ist für mich zunächst einmal, dass man unterscheiden kann, dass man Erfahrungen hat, was traumatische Erlebnisse sind und wie sie sich zeigen können.

De Philipp: Für mich waren als Vorbereitung auf meine beraterische und therapeutische Tätigkeit die Beschreibungen über seelische Entwicklung und deren Störungen, sowohl innerhalb der Psychoanalyse wie auch in anderen psychologischen Richtungen, hilfreich.

Schneider: Für mich ist wichtig, dass wir nicht sagen, jetzt haben wir das Familienaufstellen, und damit haben wir ein für alle Mal die Wahrheit. Sondern dass wir offen bleiben für anderes Wissen.

Und wenn wir mit dem Familienaufstellen in der Einzelarbeit arbeiten, sollten wir es auch in den Grenzen anwenden, die uns unsere konkrete Arbeit setzt. Als Erzieher beispielsweise binde ich es ein in meine Arbeit als Erzieher und darf nicht plötzlich glauben, jetzt bin ich Therapeut.

De Philipp: Wir lassen uns gern von Neuem begeistern und in Versuchung führen, das Bewährte und Tradierte zu belächeln. Muss nicht gerade vom Helfer ein hohes Maß an Reife und Verantwortung verlangt werden, um dem Virus der Vermessenheit widerstehen zu können?

Schneider: Vielleicht bin ich da ein bisschen blauäugig. Für mich ist es so, dass ich das Familienstellen sehr hilfreich erlebe. Wenn ich jetzt Erfahrung habe mit dem Familienaufstellen und ich bin Erzieherin und ich wende meine Erfahrung an, heißt das nicht, dass ich jetzt alle Kinder und Eltern therapieren kann. Aber ich kann als Erzieherin mein Können einsetzen, so dass dadurch die Eltern andere

Zusammenhänge in ihrer Familie wahrnehmen und offener für ihr Kind, für ihre Familie werden können. Für mich ist das gute Beratung, nicht Therapie.

Wenn bei einem in der Schule auffälligen Kind die Mutter unehelich geboren wurde, dieser Großvater bis jetzt verschwiegen wurde und die Mutter zu ihrem Kind immer gesagt hat, sie habe keinen Vater – wenn nun diese Mutter in einer Beratung spüren kann: Mich gibt es nur, weil, egal wie die Situation damals zwischen meiner Mutter und meinem Vater war, es meinen Vater gibt, verändert das etwas für diese Frau und höchstwahrscheinlich in der Folge für ihr Kind.

Doch wir sollten mit dem Familienstellen bescheiden bleiben. Nicht glauben, wir hätten da jetzt etwas in der Hand, mit dem wir sofort das Heil bringen können. Mein Bild ist, da steht bei einem Menschen, der Probleme mit sich oder anderen hat, ein neuer Wachstumsschritt an. Dieser Mensch kommt zu mir in meiner Funktion als Lehrer, als Erzieher, als Arzt etc., und ich kann mit dem Familienstellen seinen Blick öffnen für eine andere Wirklichkeit. Das ist für mich eigentlich der Grund, warum ich Einzelarbeit so wichtig finde. Damit kann ich sofort an dem Platz arbeiten, an dem ich mich befinde.

Was mich immer noch sehr in Schwung hält, mich besonders für die Einzelarbeit einzusetzen, ist meine Erfahrung als Schulberaterin. In dieser Funktion hatte ich nur die Möglichkeit zu Einzelberatungen. Ich erlebte, wie hilfreich für die Gespräche allein schon die Änderung der Sichtweise war: im Blick auf die Not der Ratsuchenden nicht mehr die Schuldfrage zu stellen. Also als Schulberater nicht mehr zu fragen: „Wer ist schuld, das Kind oder die Eltern, der Lehrer oder die Schule?“ Ich muss nicht mehr fragen: „Wer ist schuld, dass das Kind so geworden ist?“ In der Schule ist ja die Frage nach den Schuldigen schnell bei der Hand. Durch die Einsichten aus der Aufstellungsarbeit lernen wir, da zurückhaltender zu werden. Zum einen sehen wir, das Leid, das jemand trägt, können wir ihm nicht abnehmen. Wir haben keine Patentantwort und müssen den Klienten in dem, wie er sein Schicksal trägt, auch nicht bemitleiden. Mitfühlen können wir schon, aber bemitleiden dürfen wir nicht. Dadurch sind wir freier von der Versuchung, in die Retterrolle zu gehen.

Das andere ist für mich, dass mit dieser Arbeit die Schuldfrage unwichtiger wird. Eigentlich ist es die Schuldfrage, welche die tiefere Kraft der Liebe, die in uns wirkt, klein macht und übersehen lässt. Wenn ein Klient spürt, dass aus dem, wie er lebt, auch seine Kraft kommt, und dass er in seinem Leben, so wie er es lebt, liebt, dann weitet sich für ihn etwas. Dann ist wirklich eine Veränderung möglich.

De Philipp: In meinen Ohren klingt das gut und schlüssig. Ich bin da ganz auf deiner Seite. Doch es widerspricht gehörig den normativen und auch großartigen Vorstellungen übers Helfen.

Bedeutet die von uns vertretene Haltung nicht ein Hineinreiffensollen in ein anderes Menschenbild? Oder ein Schrumpfen zu einem bescheideneren Menschsein hin?

Und verlangen wir nicht gleichzeitig den Abbau von schützenden Illusionen? Beispielsweise von dem Glauben an eine andere und bessere Welt, vom Traum von der alles überwindenden richtigen Liebe, von der Hoffnung, ein objektives Gutsein zu erreichen und damit Glück, Gesundheit und ein langes Leben, und auch natürlich von der in Helferkreisen verbreiteten Vorstellung, jemand könne einen anderen retten aus seiner Krankheit, vor seinem Schicksal?

Schneider: Das sind für mich zwei Sachen. Einerseits gibt es dieses Märtyrertum im Helfen, das von der christlichen Ethik auch ein Stück weit unterstützt wurde. Ich erlebe es segensreich in unserer Arbeit, dass die Menschen, mit denen wir arbeiten, und auch gleichzeitig wir selbst, Illusionen loslassen können: die Illusion, es hätte irgendwie anders sein sollen. Unser Begriff von Freiheit verändert sich da. Die Klienten sind meist sehr erleichtert, wenn sie wahrnehmen können, wie sie gebunden sind in ihren Familien, wenn sie Not und Leid tragen, und dass das Schicksal ihnen keine andere Wahl gelassen hat. Allerdings bedeutet es oft auch einen tiefen Schmerz zu sehen, dass der Preis, den man bezahlt hat, umsonst war. Dann kann man sehen: Ja, ich habe aus der Ur Liebe zu den Eltern oder anderen Früheren noch mal etwas blind oder unbewusst mit getragen. Und jetzt kann ich es lassen oder auch behalten. Das gibt ein wenig Freiheit.

De Philipp: Ich habe den Eindruck, dass das eigene Leiden gerne hingenommen würde, wenn es denn bei den anderen etwas bringen würde. Das Leiden ist oft überhaupt nicht bezogen auf die eigene Person. So nach dem Motto: Für mich wäre das Leiden ganz in Ordnung, aber dass es bei den anderen, denen ich helfen wollte, so gar nichts gebracht hat, dass ich sie damit nicht retten oder ihr Schicksal ändern konnte, das ist schlimm.

Schneider: Ich nenne das die blinde Liebe oder Seelenliebe. Diese blinde kindliche Liebe ist die stärkste Liebe, die es überhaupt gibt: Ich schmeiße mich voll ins Rennen und hoffe, ich kann das Schicksal für die, die ich liebe, wenden oder es ihnen abnehmen oder zumindest es mit ihnen teilen. Im Erleben der Aufstellungsarbeit kommt man dann oft an jene Stelle, dass man merkt, wohin diese Liebe geht, für wen ich alles auf mich genommen habe. Und auch der ohnmächtige Schmerz: Es war umsonst, es hat niemandem was gebracht.

De Philipp: Durch das Familienstellen wird der Berater oder Therapeut zu Grundfragen menschlicher Existenz geführt. Er wird sich entwickeln und immer aufs Neue Antworten finden müssen. Doch wie kann er dieses Wissen vermitteln? Wenn ich die Jahre zurückblicke, sind es für mich letztlich die eigenen Erfahrungen gewesen bei der

Leitung von Gruppen, aber genauso als Stellvertreter oder Beobachter, die nachhaltig gewirkt haben. Mir kommt es vor, als würden diese Erlebnisse das angeeignete Wissen im Inneren gestalten und gewichten. Manches Gelernte oder Gelesene wurde blass, anderes bekam deutliche und kräftige Konturen. Das eine trat hervor und verdeckte das andere, doch nach einiger Zeit gab es wieder eine Umschichtung. Lebendiges Lernen nenne ich das. Und ich bin mir nicht sicher, inwieweit es möglich ist, für das Familienstellen ein passendes Curriculum zu schaffen.

Bert Hellinger gibt uns oft einleuchtende Hinweise und Antworten in seinen Publikationen und bei seinen Veranstaltungen. So leuchtend diese Aussagen auch sein mögen, einfach so treten sie nicht in den täglichen Lebensvollzug. Dazu gehört ein Weg, der gegangen werden muss.

Schneider: Wir brauchen zum Lernen sicherlich die praktische Erfahrung mit Aufstellungen, auch was die eigenen Beziehungssysteme angeht, das Erleben, was bei einem selbst und in der eigenen Familie geschehen ist und sich gelöst hat. Wir brauchen die Erfahrung als Stellvertreter, wie du sagst. Ich erinnere mich an die allererste Aufstellung, ich glaube, es war 1982, in der ich als Stellvertreterin in einem Seminar bei Bert Hellinger aufgestellt wurde. Der Betroffene konnte die Stellvertreter kaum aufstellen, weil er völlig desorientiert war. Ich wurde hin und her geschoben, stand herum und wusste nicht, wer ich eigentlich bin. Bis ich plötzlich einen Platz bekam. Dann fror ich. Ich habe dann gesagt: „Können wir nicht das Fenster zumachen?“, aber es war gar kein Fenster auf. Dennoch hat es mich geschüttelt. Dann sagte Bert zu dem Mann, der aufgestellt hatte: „Was ist mit dir los, du bist ja völlig chaotisch?“ Der musste dann zu Hause anrufen, und er erfuhr, was er bis dahin nicht wusste, dass er ein Zwilling ist und dass sein Zwillingbruder gestorben war.

Solche Erfahrungen prägen. Man merkt durch die Stellvertretung, welche Kraft so eine Aufstellung hat. Das hilft uns, nicht leichtsinnig damit umzugehen. Nicht zu glauben, das ist ja nur so ein Spiel, wo man ein bisschen Leute herumschiebt. Und es hilft uns, Vertrauen zu entwickeln, was durch Aufstellungen ans Licht kommen kann.

De Philipp: Wo gibt es speziell in der Arbeit mit Einzelpersonen Schwierigkeiten, die du hier erläutern kannst? Also Stolperstellen, auf die der Lernende oder der Anfänger sich vorbereiten kann.

Schneider: In der Einzelarbeit gibt es stärker als in der Gruppe die Falle, nicht zu spüren oder zuzulassen, wann man aufhören und vielleicht auch abbrechen muss. In der Einzelarbeit ist die Gefahr, dass ich als Berater für den Klienten etwas erreichen will, größer. Am Anfang meiner Arbeit mit Einzelnen in der freien Praxis hatte ich oft nicht den Mut abzubrechen.

Ich werde nie vergessen, wie ein Mann aus Frankfurt kam, und er war fünf Minuten im Beratungsraum, und es war

ganz klar, ich kann mit ihm nicht arbeiten. Gott sei Dank war das schon nach mehreren Jahren Tätigkeit, und so habe ich zu ihm sagen können: „Ich kann so mit Ihnen nicht arbeiten. Was Sie mir erzählen, hat keine Kraft. Vielleicht fehlt etwas.“ Ich habe Herzklopfen gehabt, denn der ist extra hergeflogen und war nur eine Viertelstunde bei mir. Aber es war das einzig Richtige, was ich tun konnte. Er hat vier Wochen später bei mir angerufen und ist noch mal gekommen und hatte nun die wesentlichen Informationen dabei.

Eine andere Falle in der Einzelarbeit ist auch, dass man sich nicht aufzuhören traut. Jemand gibt zum Beispiel eine wesentliche Information zu seinem Vater, und ich arbeite mit ihm. Zum ersten Mal nimmt er seinen Vater richtig in den Blick. Ich sehe, wie sich sein Gesicht verändert und wie gut ihm das tut, und ich lasse es damit gut sein. Dann waren aber erst zwanzig Minuten vorbei. Dann die Sitzung zu beenden und zu verzichten, auf das Erreichte noch etwas darauf zu setzen, ist nicht leicht.

In der Einzelarbeit sind auch Situationen schwerer auszuhalten, in denen nichts Greifbares erreicht wird. Weiche ich dann auf eine andere Form der Beratung aus? Gehe ich, um die Zeit zu füllen oder wenigstens irgendetwas zu tun, zu anderen Methoden über, die mir vertraut sind? Oder traue ich mich, bei dem Systemischen zu bleiben, zu warten, vielleicht eine Weile zu schweigen oder auch ganz mit dem Gespräch aufzuhören?

De Philipp: Vielleicht könnte man da von vornherein den Klienten eine entsprechende Rahmeninformation geben, damit sie wissen, was sie erwartet?

Schneider: Etwa die Hälfte der Leute, die zu mir in eine Einzelsitzung kommen, weiß in etwa, was sie erwartet. Die andere Hälfte weiß nichts von der Aufstellungsarbeit und meiner Art der Beratung. Vor einiger Zeit kam ein einfacher Mann vom Lande zu mir, weil es ihm sehr schlecht ging. Er war noch nie in Therapie oder bei einer Beratungsstelle. Er kam, weil seine Nachbarin mal bei mir war und ihm sagte, ich könnte ihm helfen. Der hatte keine Vorstellung davon, was ich da mit ihm machen würde. Da muss sich natürlich erst etwas entwickeln, und ich kann ihn nicht nach kurzer Zeit wegschicken, bloß weil sich nicht gleich etwas Weiterführendes ergibt.

In der Einzelberatung habe ich normalerweise keine Leute, die „eine Aufstellung“ machen wollen. Sie kommen wegen ihres Eheproblems oder wegen des kranken Kindes. Sie müssen eigentlich nicht wissen, was sie erwartet. Die Methode des Aufstellens steht nicht im Vordergrund, sondern sie bleibt ein Mittel.

Das Aufstellen bekommt noch mal einen anderen Stellenwert, wenn ich in einer Institution arbeite, wo ich an bestimmte Regeln gebunden bin. In Fortbildungen höre ich immer häufiger die Frage, wie arbeite ich mit der Methode des Familienstellens, wenn ich eingebunden bin in eine

Beratungsstelle, in der man Aufstellungen nicht machen darf oder in der ein anderes Konzept vorgegeben wird, zum Beispiel, dass für einen Klienten mindestens fünfzehn Gespräche vorgesehen sind.

De Philipp: Das führt uns zu gewissen Adaptionsproblemen, die es wert sind, angesprochen zu werden. Nachdem jetzt von Bert Hellinger die „Ordnungen des Helfens“ erschienen sind, wird ganz klar, dass das Familienstellen sich eben nicht so einfach mit sozialer Arbeit, mit Psychotherapie, mit Seelsorge oder mit ärztlichem Tun verbinden lässt. Wir kommen später darauf zurück.

Bleiben wir noch bei dem, was für Lernende interessant sein könnte: Machst du so etwas wie eine Vorbereitung mithilfe eines Genogramms? Beginnst du den Einstieg mit der Frage nach einem Märchen oder einer Geschichte? Oder gehst du ganz nach der Empfindung von Energie in einem Anliegen, wie sie im persönlichen Kontakt spürbar wird?

Schneider: Es ist klar, dass die Arbeit nur dann Aussicht auf Erfolg hat, wenn die entsprechende Kraft da ist. Manchmal müssen wir da etwas nachhelfen, damit sie spürbar wird. Kommt jemand und antwortet auf meine Frage, was das Anliegen sei mit so einem unverbindlichen Satz: „Ich möchte mich selbst finden“, dann schmunzle ich vielleicht und sage: „Also deshalb haben Sie sicher nicht den Weg zu mir gemacht. Worum geht es denn eigentlich?“ Ich persönlich gehe davon aus, wer in die Beratung kommt, hat auch ein gewichtiges Problem, auch wenn er es nicht sofort formuliert. Ich konfrontiere ihn meist schnell mit dem, was ich wahrnehme. Ich sage dann zum Beispiel: „Sie haben da jetzt vieles erzählt, wo ich denke, darum geht es nicht. Das klingt so wie: ‚Jetzt machen wir halt mal irgendetwas.‘ Aber wenn ich Ihre Augen anschau, sehe ich eine unendliche Trauer. Wo gehört die eigentlich hin?“ Oder ich spreche jemanden an und sage: „Sie sagen das so locker, aber sie sitzen ja völlig verkrampt, und Sie sitzen, als ob Sie in Panik wären. Kommt Ihnen das bekannt vor?“ Zwei Dinge sind mir aber am Anfang wichtig: Rapport herstellen und sofort ansprechen, was ich sehe und spüre. Nicht stur, ich muss mich da auch korrigieren können. Wenn ich auf das Banale nicht eingehe und sofort anspreche, was ich bemerke, bin ich meist schnell am Wesentlichen. Wenn jemand kommt, frage ich gleich: „Was führt Sie zu mir, was ist Ihr Anliegen?“ Entweder kommt gleich ein konkretes Anliegen. Dann mache ich keine weiteren Vorbereitungen und sage sofort: „Ja, wissen Sie, manchmal schaut man in seinem Problem nur sich an. Ich arbeite da ein bisschen anders, ich schau, ob das, was man jetzt an Problemen hat, nicht schon in einen anderen familiären Zusammenhang eingebunden ist.“ Dann bitte ich die Leute: „Sind Sie einverstanden, damit Sie und ich ein Bild haben, dass wir Ihre Familie aufstellen.“ Ich wähle meist die Figu-

ren aus – außer bei Symptomen, aber da kommen wir vielleicht noch drauf – und sage: „Schauen Sie, das sind Sie, das ist Ihre Frau, das ist ihr Sohn und Ihre Tochter. Stellen Sie jetzt die vier zueinander in Beziehung, wie es Ihnen jetzt im Augenblick, wo Sie hier sitzen, kommt.“ Manchmal erkläre ich noch: „In der Seele gibt es keine Zeit. Stellen Sie also nicht auf, wie war es vor drei Jahren oder vor einem Jahr, sondern wie kommt es Ihnen jetzt in den Sinn, wenn Sie hier sitzen.“ Und dann machen die das.

Und wenn jemand ein bisschen zögert, sage ich: „Sie können keinen Fehler machen, das Bild tragen Sie ja innerlich. Tun Sie es einfach.“ Dann arbeite ich gleich mit dem, was ich sehe. Entweder spreche ich die Dynamik gleich an, beispielsweise: „Sie haben sich hingestellt, als würden Sie ganz woanders hinschauen. Kennen Sie das, dass sie manchmal wie abwesend sind? Vielleicht haben Sie manchmal den Wunsch, nur schlafen, Ruhe haben, das wäre schön?“ Ich erkläre kaum etwas. Wenn jemand kommt und will mir erst einmal lange erzählen, worum es geht, sage ich oft: „Das ist jetzt nicht gegen Sie gerichtet, aber wenn ich mir das nicht anhöre, schone ich Sie und mich. Weil jede Problembeschreibung das Problem nur verstärkt. Sagen Sie mir einfach nur, worum es geht.“ Oder ich stelle manchmal diese berühmte Frage: „Wenn jetzt diese Stunde, die Sie bei mir verbringen, helfen würde, woran würden Sie es merken?“ Damit unterbreche ich einfach die Problembeschreibung. Meist arbeite ich bei jeder Sitzung nach fünf bis zehn Minuten direkt mit den Figuren. Wie in der Gruppe nehme ich herein, wer ausgeschlossen ist, oder ich verändere die Stellung der Figuren usw. Mit Figuren ist es wie mit den Stellvertretern. Nur mit dem Unterschied, dass ich das, was verstrickend wirkt, formuliere. Wenn zum Beispiel der Klient seine Großmutter hinstellt, und die schaut aus der Familie hinaus, und er sagt auf Nachfrage: „Meine Großmutter, die war unehelich, aber das hat ihr nie etwas ausgemacht“, dann sage ich: „Stellen Sie bitte Ihren Urgroßvater dazu.“ Dann stellt er ihn dazu, und ich sage: „Jetzt stellen Sie sich mal vor, Sie könnten sehen, wie Ihre Großmutter den Vater anschaut. Langsam hingeht und sagt: Papa, ich habe dich nie vermisst. Hätte ich dich vermisst, der Schmerz wäre zu groß gewesen.“ Ich spreche oft selbst die Worte, die man in der Gruppe die Stellvertreter sagen lässt.

Wenn es dann um den Klienten selber geht, dann lasse ich ihn selber sprechen. Er kann es leise oder laut sagen. Ich gebe die Sätze ähnlich wie bei Stellvertretern vor. Wenn der Klient etwas anderes sagen will, dann lasse ich ihn. Es sei denn, der Satz führt wieder ins alte Muster zurück.

De Philipp: Eine Zwischenfrage: Du hast gerade beschrieben, dass du selbst die Personen vom Klientensystem mit deinen Worten vertrittst. Bist du auch schon mal körperlich in eine Vertretung gegangen? Außer, wie schon erwähnt, bei den unterbrochenen Hinbewegungen.

Schneider: Auch, aber selten. Es gibt immer wieder Situationen, wo ich von den Figuren weggehe und zum Beispiel zu einem Paar sage: „Stellen Sie sich einfach gegenüber, in dem Abstand, wie es stimmt, und fühlen Sie.“ Oder wenn die jeweilige Verstrickung der Partner in ihren Herkunftsfamilien sichtbar geworden ist, dann sage ich manchmal am Ende der Stunde: „Stellen Sie sich gegenüber auf in dem Abstand, den Sie wollen, schauen Sie sich in die Augen und verneigen Sie sich voreinander mit dem inneren Satz: ‚Ja, so bist du, und so bin ich‘, und dann schauen Sie sich wieder an.“

Vor einiger Zeit war eine Frau da, es ging um den Tod ihrer Mutter. Ich sagte: „Schauen Sie, wo Ihre Mutter hier im Zimmer liegen würde, und legen Sie sich daneben.“ Und fast die ganze Sitzung bestand darin, dass diese Frau, ohne viel zu sagen, auf dem Boden lag. Ich habe gesagt, bleiben Sie nah bei Ihrer Mutter, so lange, wie es für Sie richtig ist, und vielleicht hören Sie von ihr einen Satz. Sie lag gut fünfzehn Minuten ganz ruhig, und dann ist sie aufgestanden und hat verändert ausgesehen. Das war die ganze Sitzung. Aber ich selbst stelle mich nicht auf Positionen der Mitglieder einer Familie.

De Philipp: Du hast angedeutet, dass du, wenn es um Symptome geht, ein anderes Vorgehen bevorzugst. Außerdem würde mich interessieren, wie du im Moment Vorzüge und Nachteile der Einzelarbeit im Vergleich zur Gruppe beschreiben würdest.

Schneider: Man kann auch im Einzelsetting mit den „Bewegungen der Seele“ arbeiten. Ich lasse dann oft nur den Klienten und sein Symptom aufstellen, zum Beispiel den Klienten und seine Panik. Er selber muss die Figur für das Symptom auswählen, weil ich sehen möchte, ob er einen Mann oder eine Frau nimmt. Manchmal warte ich so lange mit dem Betrachten der Figuren, bis ich beim Klienten eine Reaktion bemerke. In einem Fall, an den ich mich erinnere, sagte dann ein Mann: „Die Panik geht in die Knie, die wird immer kleiner, und die kauert ganz verzweifelt.“ Ich habe gesagt: „Mein Eindruck war auch, sie geht zu Boden.“ Dann habe ich nach Informationen gefragt und ob er eine Idee habe, zu welcher Person in seiner Familie diese Reaktion passen könnte.

Jetzt zum zweiten Teil deiner Frage:

Es ist klar, dass die Gruppe häufig intensiver ist, weil ich länger im Prozess der ganzen Aufstellungsarbeit auch mit anderen Gruppenteilnehmern bin, weil die Übereinstimmung der Stellvertreter mit den realen Familienmitgliedern oft so beeindruckend ist und weil ich auch selber als Stellvertreter wichtige Erfahrungen machen kann. Wenn Informationen fehlen, können Stellvertreter dennoch oft Dinge wahrnehmen, die weiterführen, sei es, weil der Stellvertreter eine seltsame Bewegung macht oder weil er einen außergewöhnlichen Satz sagt.

Ich hatte jetzt eine Klientin in der Einzelberatung. Sie hat über viele schlimme Dinge berichtet. Wir haben das ange-

schaute. Eine Woche später hat sie angerufen und gesagt, zum ersten Mal sei die Heiserkeit in der Stimme weg, und ihre Tochter werde in eine Gruppe kommen. Die Tochter kam in die Gruppe, und in ihrer Aufstellung wurde die Stellvertreterin für ihre Mutter fast psychotisch. Die musste ich sofort rausnehmen. Ich habe das bei der Mutter, die im Einzelgespräch war, so überhaupt nicht mitbekommen. Aufgrund dessen hat dann die Tochter mit ihrer Mutter gesprochen und erfahren, dass ihre Mutter sich mit 25 Jahren umbringen wollte. Im Einzelgespräch war dieser bedeutsame Vorgang nicht Thema.

Umgekehrt hat die Einzelarbeit wieder den Vorteil – und viele Kollegen bestätigen das –, dass sie oft klarer ist, weil nichts ablenkt. Nicht immer tragen ja in einer Gruppe Stellvertreter zur Klarheit bei. Zudem kann man im Einzelsetting leichter ganze Familiensysteme mit all den wichtigen dazugehörenden Personen und mehreren Facetten des Schicksals anschauen. Man kann mit ihnen auch große Systeme aufstellen oder die Familiensysteme beider Ehepartner parallel aufstellen. Figuren ermüden nicht, man kann ihnen im Gegensatz zu Stellvertretern und einer zuschauenden Gruppe alles zumuten. Die Kraft und Aufmerksamkeit einer Gruppe fehlen zwar einerseits als Korrektiv. Auf der anderen Seite muss man nicht darauf Rücksicht nehmen. Der Klient ist in der Einzelsitzung mehr gefordert und aktiv und ermüdet nicht so schnell, auch wenn man viele Personen und Schicksale anschaut. Häufig ist gerade das Erleben des Zusammenhangs der vielen Schicksale für die Klienten sehr lösend, und sie sagen dann häufig: „Jetzt wird mir alles klar“, oder: „Jetzt verstehe ich den Zusammenhang.“

De Philipp: Wie entscheidest du, ob du jemanden in eine Gruppe nimmst oder ihm eher eine Einzelsitzung empfiehlst?

Schneider: Einzelsitzungen werden häufig von Leuten bevorzugt, die einen öffentlich bekannten Namen haben und sich also in der Öffentlichkeit mit ihrem Problem nicht zeigen wollen. Für andere ist eine Gruppe einfach fremd. Wenn sie Rat suchen, denken sie nur an eine Beratung unter vier Augen. Es gibt auch welche, denen ist eine Gruppe schlicht zu teuer. Und manchmal sucht jemand die Einzelsitzung, weil er ein tiefes Gespür dafür hat, dass das, was er anschauen muss, einen geschützten Rahmen braucht, auch in Achtung vor seiner Familie. Er darf also etwas nicht nach außen tragen.

Wenn jemand so ganz emotional gegen eine Gruppe ist, sage ich am Telefon eher schmunzelnd: „Ihnen würde vielleicht die Gruppe gut tun. Denn die Gefühle zu einer Gruppe hin sind meist die Gefühle zur Mutter.“

In einer Fortbildung hatte ich einen Mann, der hat schon zweimal mit Stellvertretern aufgestellt.

Er hatte dann noch ein Anliegen und wollte in der Gruppe arbeiten. Ich habe ihn angeschaut und gesagt: „Nein, ich

arbeite mit dir mit den Figuren. Dann sind wir direkt an deiner Familie und dir dran. Du kannst dich nämlich in der Gruppe mit den Stellvertretern zurücklehnen und sagen ‚macht mal‘ und dich immer wieder rausnehmen.“ Daraufhin hat er schallend gelacht und gesagt: „Ja, das stimmt, ich gucke mir das immer einfach so an.“ In der Arbeit mit den Figuren wurde dann etwas mithilfe meiner Konfrontationen deutlich, wo er nicht mehr ausweichen konnte. Erfahrungsgemäß reicht für die meisten, die sich zur Einzelberatung anmelden, eine Sitzung von etwa eineinhalb Stunden. Manchmal kommt später noch einmal ein Gespräch oder ein Telefonat oder auch mehrere dazu. Ein kleinerer Teil meldet sich nach einer Zeit zu einer Gruppe an. Oft kommen auch Klienten, die haben schon verschiedene Aufstellungen in Gruppen miterlebt, und die Einzelarbeit ist da hilfreich, um sozusagen „ein letztes Puzzleteil“ zu finden. Auch lässt sich über die Figurenaufstellung, wie schon gesagt, noch mal das ganze System, der ganze Zusammenhang erfassen. Dann wird das so was Abgerundetes, das kann man in der Gruppe gar nicht.

Vor kurzem hatte in einer Fortbildung eine Kollegin noch ein Anliegen und wollte mit Stellvertretern aufstellen. Ich sagte: „Nein, du weißt alles, aber machen wir eines, wir stellen alle Familienmitglieder bis zu deinen Urgroßeltern auf beiden Seiten mit Figuren auf“ – es ging auch um ein jüdisches Schicksal. Ich brauchte 30 Figuren, die wir systemisch geordnet hinstellten. Sie saß eine ganze Weile und hat das nur angeschaut. Dann meinte sie: „Ich habe noch nie gesehen, dass ich zu einer so großen Familie gehöre. Es hat so gut getan, mehr brauche ich nicht.“ Dies ist eine ganz spezielle Möglichkeit, die man in der Regel nur mit den Figuren hat.

Etwas Besonderes ist für mich im Einzelsetting die Arbeit mit dem Widerstand von Klienten. Wenn jemand kommt und ich merke, er hat einen Widerstand, der zu seinem Problem gehört, dann sage ich oft: „Ich zeige Ihnen jetzt etwas. Stellen Sie sich vor, Sie wären in einer Gruppe und hätten dort Ihre Familie mit Stellvertretern aufgestellt, so wie hier mit den Figuren. Ich zeige Ihnen, wie die Stellvertreter reagieren würden. Sie können sich zurücklehnen und einfach zuhören. Was Sie dann mit dem, was Sie gesehen und gehört haben, anfangen, das bleibt ganz bei Ihnen. Sie sind da frei.“ Dann sieht man als Berater, wie jemand plötzlich berührt wird und etwas Tiefes in ihm vorgeht, obwohl er vorher ganz unbeteiligt getan hat. Der Klient kann mitfühlen, es wird nichts von ihm verlangt, er ist frei. Diese indirekte Art nimmt häufig den Widerstand weg.

De Philipp: Die Rahmenbedingungen in der Sozialarbeit, Ehe- und Familienberatung oder psychologischen Beratung in Institutionen oder Behörden sind ganz andere als jene, die wir in der freien Praxis haben. Die systemisch-phänomenologische Einzelarbeit oder bestimmte Teile davon kann man dort zur Anwendung bringen. Andererseits haben wir gehört, dass es – manchmal ganz ausdrücklich – dort verboten ist, „nach Hellinger“ zu arbeiten.

Schneider: Ich habe das in der eigenen Situation als Schulberaterin erfahren. Mir war ganz klar vorgeschrieben, was ich machen darf und was nicht. Nun hatte ich aber selbst erlebt, wie hilfreich Familienaufstellungen sind. Die Versuchung war natürlich groß, missionarisch zu sein und den anderen Lehrern zu zeigen, was für eine tolle Methode das ist. In meiner Schule war es so, dass alle drei Direktoren, die ich in der Zeit als Schulberaterin hatte, mir ganz klar sagten: „Die Eltern kommen gerne zu Ihnen in die Beratung. Anders, als wir es sonst gewohnt waren. Wir haben gute Rückmeldungen. Aber bitte sagen Sie uns nicht, was Sie anders machen, wir wollen es nicht wissen.“ Vielleicht haben sie gespürt, es ist nicht gerade gegen die Vorschriften, was ich in der Beratung gemacht habe, aber doch eher etwas Ungewöhnliches und Unheimliches. Eine wichtige Erfahrung für mich war, ganz im Dienst der Eltern und Kinder mit meiner Methode zu arbeiten, aber darauf zu verzichten zu demonstrieren, dass ich da etwas Neues habe.

In Würzburg, bei der letzten Internationalen Tagung, war ich beim Open Space in einer Arbeitsgruppe, wo zwei Kollegen gesagt haben, sie wären zu dieser Zurückhaltung nicht bereit. Wenn es so eine hilfreiche Methode gäbe, dann müsse man sich offen dazu bekennen. Da frage ich mich: Was ist wichtiger? Die Arbeit und ihre Wirkung? Oder dass man sich mit ihr zeigt und für sie vielleicht sogar kämpft? Natürlich ist es in sozialen Einrichtungen manchmal schwer auszuhalten, dass man so wenig Einfluss auf das Setting der Beratung hat. Manchmal fragen zum Beispiel Kollegen: „Was mache ich, wenn ich mit einer Aufstellung arbeite und schnell an einen wesentlichen Punkt komme, und muss dann mit dem Klienten vier weitere Male arbeiten, nur weil die Termine vereinbart werden mussten? Was mache ich in dieser Zeit?“

De Philipp: Man könnte doch mithilfe von unterstützenden Übungen, zum Beispiel aus dem NLP, die Zeit sinnvoll nützen.

Schneider: Da gibt es sicher gute Übungen. Doch was bewirken sie, wenn man in der Aufstellungsarbeit an einem wesentlichen Punkt ist? Ich bin als Berater nur der Begleiter für den nächsten Wachstumsschritt, und dann ziehe ich mich zurück. So sehe ich das.

In vielen Institutionen wird häufig eine längere Begleitung erwartet und vor allem ein eingehendes und den Wünschen des Klienten entsprechendes „Den-Problemen-Zuhören“. Besonders schwierig ist die Situation natürlich für die Kollegen, die in Institutionen arbeiten, in denen man ausdrücklich nicht „nach Hellinger“ arbeiten darf. Hier gibt es vielleicht Möglichkeiten, gerade über die Figurenarbeit mit den Klienten zu arbeiten, ohne die Methode ausdrücklich zu benennen. Wenn Institutionen gute Wirkungen mitbekommen, gewähren sie häufig auch Freiräume.

De Philipp: Anzunehmen wäre, dass der Spielraum größer ist, wenn jemand unpräzise seine Arbeit verrichtet. Gibt es dennoch Schwierigkeiten in den Institutionen, geht es manchmal ja auch darum, dass jemand gegen den Träger, die Führung oder gegen Mitarbeiter rebelliert. Dazu kannst du sicher aus dem Supervisionsbereich deiner Tätigkeit etwas erzählen.

Schneider: In Supervisionen erlebe ich wirklich häufig, dass jemand sagt, ich möchte mit Aufstellungen arbeiten, aber die Arbeit wird nicht gewürdigt, mir wird nicht der Platz dafür gegeben.

Wenn ich zum Beispiel jemanden mit Figuren aufstellen lasse, sich selbst, die Mitarbeiter, die Institution, das engere Arbeitsgebiet, wie man es von Organisationsaufstellungen her kennt, kann man sehen, dass beispielsweise der Berater seinen Platz nicht einnimmt oder er die Institution nicht würdigt oder sich über andere Mitarbeiter stellt und Ähnliches. Man sieht manchmal seinen sinnlosen Kampf und kann dann gut daran arbeiten, welche Veränderungen bei ihm selbst oder auch in seinem Arbeitssystem einen größeren Spielraum eröffnen würden.

In Supervisionsaufstellungen mit Figuren kann aber auch deutlich werden, welche andere Haltung jemand für seinen Klienten benötigt. Zwar frage ich den Supervisanden nie, was er schon mit dem Klienten gemacht hat. Denn er handelt ja aus seiner eigenen Verantwortung. Aber ich frage nach dem, wo er nicht weiterkommt.

Zum Beispiel hat ein Berater gesagt, er komme mit einem Klienten nicht klar und er merke, der bringe ihn fast in Panik. Ich fragte ihn, ob ihm das öfter passiere, und er sagte, ja, es gebe öfter Klienten, die ihn in Panik brächten. So sehr, dass er sie am liebsten nicht mehr sehen möchte. Dann habe ich ihn und den Klienten aufstellen lassen. Wie er die Figuren gestellt hat, habe ich gemeint: „Da würde ich auch Herzklopfen kriegen.“ Er war viel zu nah dran. Als ich nachgefragt habe, was in der Familie des Klienten geschehen sei, kam heraus, dass dieser von seinen Eltern weggegeben worden war. Wir haben dann nur die Pflegeeltern dazugestellt und die leiblichen Eltern. Da hat der Berater sofort seine Figur genommen und ein Stück zurückgestellt und gesagt: „So kann ich leichter atmen.“

So eine Hilfe braucht ein Berater ab und zu, damit er einen anderen Blick auf seine Klienten und seinen Umgang mit ihnen und damit auch wieder neue Impulse für seine Arbeit bekommt.

Ein anderer hilfreicher Aspekt für die Supervision mit Figuren bezieht sich auf die persönlichen Probleme eines Beraters in seiner Arbeit, die man im Team oft nicht ansprechen kann. Ich denke da an die Leiterin eines Kindergartens. Ich war vom Bürgermeister einer Gemeinde gebeten worden, wegen des schwierigen Verhaltens der Leiterin eine Supervision für den Kindergarten zu geben. Ich sollte

eigentlich in den Kindergarten kommen, zusammen mit den anderen Kindergärtnerinnen, den Elternvertretern und dem Bürgermeister.

Das wurde dann überflüssig. Ich führte nur ein Gespräch mit der Leiterin. Sie kam zu mir in die Praxis und hat sich nur beschwert: Sie werde vom Bürgermeister nicht gestützt, und die eine Kindergärtnerin sei nicht kompetent. Ihre Figurenaufstellung war chaotisch. Ich habe zu ihr gesagt: „So, wie Sie hier stehen, werden Sie erdrückt“. Sie bestätigte das. Den Bürgermeister und die, die den Kindergarten finanzieren, wollte sie gar nicht aufstellen. Sie war der Überzeugung, es zähle nur die Pädagogik. Die Anerkennung der Geldgeber und das Einnehmen ihres Platzes war für sie dann eine Erleichterung. Danach haben wir noch kurz mit etwas Persönlichem aus ihrer Familiengeschichte gearbeitet. Zwei Wochen später erhielt ich einen Anruf vom Bürgermeister: Die geplante Supervision sei nicht mehr nötig. Er wisse nicht, was passiert sei, aber im Kindergarten laufe es wieder.

Auch wenn ich zur Supervision in eine Institution oder in ein Team eingeladen werde, arbeite ich gerne mit den Figuren. Alle bleiben dadurch freier und müssen nicht so direkt Position beziehen. Ich spiegle dann die Dynamik wider, gebe vielleicht Lösungsbilder, und niemand muss sich vor den anderen rechtfertigen.

Vor kurzem war ich in einer großen Schule in freier Trägerschaft eingeladen. Da waren die zwei Direktoren da, Vertreter der Eltern, Vertreter der Lehrer, Vertreter der Pädagogen und die Sekretärin. Ich habe den ersten Direktor aufstellen lassen.

Die Aufstellung war zunächst ein großes Durcheinander. Dadurch, dass alle anwesend waren, der Chef aufgestellt hat und ich jetzt die Beschreibung der Dynamik urteilsfrei übernommen habe, sodass sie sich darin wieder fanden, waren sie untereinander frei.

Man konnte dann eine passende Ordnung suchen und miteinander sehen, was es an Veränderung in der Schule braucht. Und wer welchen Platz einnehmen muss. In dieser Schule hatte es einen enormen Streit gegeben. Hinterher waren sie erstaunt, wie friedlich sie die Probleme anschauen konnten.

De Philipp: Da muss ich noch mal nachfragen: Wie genau läuft das ab?

Schneider: Ich habe den Schulleiter gebeten, für alle, die jetzt in der Schule wichtig sind, eine Figur auszuwählen und sie in Beziehung zu stellen. Dann habe ich zum zweiten Direktor gesagt, ob er anders aufstellen würde? Der sagte: Nein. Dann habe ich anhand der Aufstellung gesagt, ich vermute, die Lehrer sagen „das und das“. Ich fragte, ob die Heilpädagogen manchmal „das oder jenes“ sagen? Und dann haben die geantwortet: „Ja, woher wissen Sie das? Das ist es ja genau.“ Es kam dann die Information, dass ein Kollege auf Veranlassung einer anderen Kollegin entlassen worden war. Über die Position der Figuren wurde deutlich,

dass der entlassene Kollege etwas für das System getragen und die andere Lehrerin ihn dafür bekämpft hat.

Das wurde dann klar, und ich konnte fragen: „Wen vertritt die Kollegin, wer hat eigentlich hier die Leitung?“ Heraus kam, dass eigentlich alles basisdemokratisch geregelt ist und niemand die Leitung hat. Dann wurde deutlich, dass die Kollegin, die gesagt hat, dass der andere gehen muss, die Basisdemokratie verteidigte, und der Kollege war derjenige, der eine klare Struktur in der Leitung wollte. Die zwei haben etwas für die Schule miteinander ausgetragen. Das zu sehen, war für alle erleichternd.

Wenn ich zu Supervisionen eingeladen werde, in Schulen, Kindergärten und andere soziale Institutionen, frage ich als Erstes immer nach, wer mich einlädt. Ich frage auch nach, ob der Direktor informiert ist und dabei sein wird. Ich gehe nicht hin, wenn mich der Personalrat einlädt, aber der Chef darf nichts wissen. Der Leiter muss für mich immer dabei sein, und den lasse ich in der Regel aufstellen.

De Philipp: In diesem Fall, mit diesen vielen Leuten, würde es vielleicht Sinn machen, die Figurenarbeit über eine Kamera auf eine Leinwand zu projizieren. Oder versuchst du den Personenkreis eher zu begrenzen?

Schneider: Bei solchen Supervisionseinladungen muss man nicht alle Eltern einladen. Es reicht ein Vertreter der Eltern. So bleibt der Personenkreis überschaubar. Ein großer Tisch reicht meist aus.

De Philipp: Ich merke im Gespräch mit dir, dass da noch viel in verschiedensten Bereichen kreativ ausbaufähig wäre. Inhaltlich, methodisch, auch technisch. Gerade bei Problemen im beruflichen Bereich wird sicher der geschützte Rahmen der Einzelarbeit gewünscht.

Schneider: Ich habe immer häufiger Situationen, dass zum Beispiel der Chef einer Firma kommt und sagt, irgendwie fühle er sich nicht mehr wohl als Chef. Oder ein Konkurs drohe. Und weil jetzt nur er da ist und nicht vor anderen bloßgestellt werden kann, kann ich auch nach persönlichen Hintergründen fragen, die häufig eine große Rolle spielen.

De Philipp: Kannst du vielleicht noch etwas mehr zu dem manchmal recht heiklen Bereich der Teamsupervision sagen?

Schneider: Wenn da Anfragen kommen, weil es gerade irgendwo in einem Team knirscht, prüfe ich erst, ob es wirklich notwendig ist, dass ich zum ganzen Team komme. Oder ob es nicht zunächst reicht, mit dem Chef des Teams persönlich zu sprechen. Es ist wirklich erstaunlich, dass es oft die ganze Supervisionsaufstellung nicht braucht, wenn der Leitende sich der Sache annimmt. Er ist ja auch derjenige, der dann handeln muss.

De Philipp: Es gibt noch relativ wenig Publikationen zur Einzelarbeit im Bereich Arbeit und Beruf. Doch Organisationsaufstellungen in der Einzelberatung als Notlösung anzusehen ist mit Sicherheit überholt. Im Gegenteil. Unterschiedlichste Motive und Anliegen verlangen gerade in diesem Gebiet oft strikte Diskretion. Wie siehst du die Entfaltung hier?

Schneider: Die Einzelarbeit zu beruflichen und organisatorischen Fragen nimmt stark zu. Vor allem zu Fragen von Mobbing, Entlassungen, Schwierigkeiten in einem Familienbetrieb, Scheitern in der Selbstständigkeit usw. Und da ist für mich die Arbeit mit Aufstellungen im Einzelsetting sehr sinnvoll. Man kann schnell persönliche Probleme und berufliche Fragen unterscheiden.

Vor kurzem kam eine Ärztin, die sich nicht entscheiden konnte, ob sie eine Privatpraxis aufmachen, oder in der Institution bleiben sollte. Und so, wie sie die Figuren hingestellt hat, hat man deutlich gesehen, auf die Institution schaut sie nicht. Aus einer Bemerkung war zu hören, dass ihre Arbeit dort verlorene Jahre waren. Ich habe ihr gesagt, sie solle sich vorstellen, sie gehe noch mal zu ihrer Institution und sagt: „Es war vieles bei dir sehr schwer. Aber ich habe viele Erfahrungen gesammelt, die ich jetzt gerne mitnehme in meine eigene Praxis. Dort lasse ich das, was ich bei dir gelernt habe, gut einfließen. Danke.“ Dann habe ich die Figuren anders gestellt, sodass sich die Ärztin erleichtert fühlte und ihre Privatpraxis wohlwollend anschauen konnte. Mehr war es nicht.

Bei einer ähnlichen Ausgangsfrage einer anderen Klientin hat es einen anderen Weg genommen. Diese Frau hatte für die Institution eine männliche Figur genommen, und es zeigte sich dann, dass eine persönliche Angelegenheit mit ihrem Vater vordringlich war, die sie auf die Institution projiziert hatte.

De Philipp: Liebe Sieglinde, herzlichen Dank für dieses ausführliche und anregende Gespräch.

Wir möchten die Leser noch einmal an die Literaturzusammenstellung zur Einzelarbeit in der „Praxis der Systemaufstellung“ 2/2003 auf Seite 22 erinnern.